

Die Zeitschrift

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Zweiter Teil)

Frau Trude nahm eine Handarbeit und setzte sich ans Licht.

„Oder soll ich Dir vorlesen, 'mias?“ Sie richtete den Blick auf die Ecke, wo sein Bett im dämmerigen Halbdunkel des Zimmers stand.

Er schüttelte den Kopf. Den weißen Kopf mit dem weißen Gesicht und den dunklen Augenhöhlen, aus denen heraus zwei kleine matte Punkte brannten.

Ja, Jeremias war weiß geworden. In wenigen Tagen und einigen schlaflosen Nächten. Nachdem der Doktor seine Geschichte erzählt hatte. Es war gar keine Geschichte. Es war nur eine Plauderei, flug eingedreht und durchgeführt. Eine Säufung von frauwürdigen Fällen aus seiner Praxis, die haarfahrig bewiesen oder beweisen sollten, daß es für den Menschen nichts Traurigeres und Lebensgefährlicheres geben könne als das Dasein in einer Stadt. Namentlich schwächliche Kinder, die wie beispielsweise Jeremi Keimung zu nervösen Krankheitsercheinungen zeigten, waren durch die notwendigen Anforderungen der Schule und die sonstigen ungünstigen Umstände in der Stadt teils früh verstorben, teils Idioten geworden. Er habe ja keine Kinder. Aber er würde sich im gedachten Falle nicht im geringsten scheuen, sie mit Nadeln und Schmierbürsten auf die Straße und in die Sonne zu schicken.

Hier hatte Jeremias noch gelacht. Und dies war sein letztes Lachen gewesen. Sein allerletztes Lachen auf dieser Welt.

Dem dann griff der Arzt die anscheinend heitere Stimmung seines Patienten ausübend, den speziellen Fall

heraus, um den es sich hier handelte. Und da war Jeremias aufmerksam, immer aufmerksamer geworden. Doktor Drall bewies ihm haarscharf oder wollte beweisen, daß es für Jeremi gar keinen anderen Beruf geben könne

als eben den des Gymnastikers. Und als er geendet hatte, da mußte Jeremias, daß sein Sohn, den er dazu berufen glaubte, die an gelblich verlorene Ehre seines Vaters zu retten, da wußte Jeremias, daß sein Sohn Jeremi über das große Wasser gegangen war und sich an Mast und Parren und Trapez bereits Vorbeeren, Gold und ermunternde Zeitungsschriften erturnt hatte.

Alles ging ganz programmäßig. Frau Trude brachte den aus Amerika eingetroffenen Brief heran auf den hatten sie gewartet und redete laut und freundlich und ganz von ängstlicher Liebe erfüllt auf ihn ein, während der Doktor die Heilkraft einiger Zehrerze probierte.

Alles ging programmäßig. Jeremias stand wortlos auf, drückte ihnen die Hände zum Zeichen, daß er ihnen danke, lächelte ein wenig verzerrt, wickte vor sich hin und ging in das Haus. Dort legte er sich auf sein Lager und bat Frau Trude mit leiser Stimme, ihn allein zu lassen, ihn nicht zu stören.

Aber sie legte nach einer Weile den Kopf an die Tür, horchte und winkte dem Arzt, der heute gar nicht fortgehen mochte. Und da hörte sie ihn schluchzen. Lange, sehr lange.

Doktor Drall nickte befreidigt: „Wilder konnte es nicht wirken. Heute wird nichts mehr passieren.“ Und er ging, sichtbar erleichtert. Froh, diese Arbeit hinter sich zu haben.

Einige Tage später war Jeremias weiß. So weiß, daß Frau Trude plötzlich auf die Idee kam, dem Spiegel einen anderen Plan zu geben, weil Jeremias sich darin erblicken konnte, wenn er sich nur halb aufrichtete. Aber das mit dem Spiegel war über-



Grabstele. (Griechenland.)

flüchtig. Jeremias richtete sich nicht auf. Er lag noch nach Wochen so still und blaß in seinem Bett, die Augen träumend vor sich hin oder nach der Zimmerdecke gerichtet, wie am ersten Abend, nachdem er sich ausgeweint. Man konnte meinen, er habe sich seitdem noch nicht mit einer Viertelwendung gerührt. Und er lag wirklich oft stundenlang so, als ob schon alles Leben aus ihm entwichen sei. So still, daß Frau Trude mit schrecklicher Angst im Herzen auf den Behebenden herangeschlichen kam in der Meinung, sie müsse ihm nun die Augen zudrücken. Aber dann sah sie die kleinen trüben Punkte sich in den dunklen Augenhöhlen bewegen. Sie legte die Hand auf seine Stirn, fühlte die Wärme der Haut, strich ihm das Haar zurück und streichelte seine Wangen. Ein dankbarer Blick belobte sie. Ihre schüchternen Versuche, ihn zum Sprechen und zu einer lebhafteren Anteilnahme an Leben zu bringen, hatten keinen Erfolg. Er flüsterte wohl ein Wort oder zwei, wo es sich nicht umgehen ließ; sonst konnte sie ihn nicht entlocken, als ein mattes, gezwungenes Lächeln.

Auch Doktor Trall konnte es nicht, trotzdem er alle Tanten seiner Kunst klingen ließ und oft Stunden opferte, um ein Wort, ein heftiges Lachen aus den schmalen Lippen des Kranken hervorzuzaubern. Er kam und ging wie ein Freund — an jedem Tage fast. Um immer wieder dasselbe Bild vorzufinden. Er brachte Bücher mit, die er eigens in Hinblick auf den Gemütszustand des Kranken ausgewählt hatte, und las Trude, dem Kranken vorzulesen.

Der ließ es sich zuweilen gefallen. Nur, um Trude nicht zu kränken, sie nicht zur völligen Ratlosigkeit zu treiben. Aber es schien, als herbe er mehr auf das lobende Wetter da draußen, als auf die Worte der Bücher. Verwehender Schall waren sie für ihn, der hier nichts mehr wollte, nichts mehr suchte; dessen Seele da draußen im Wetter unbeherrschter und auf den Windstoß wartete, der sie wie ein trockenes Blatt niederreißen und in den Staub wirbeln mußte.

Aber der Herbst ging vorüber; die ersten zarten Eisblumen wuchsen zierlich an den Scheiben hoch, und an den Wänden wiegte sich hier und dort nur noch ein braunes, fröstelndes Blatt, — und die arme Seele glimmte noch immer weiter in dem müden, stillen Leibe, der sich von Tag zu Tag mehr und mehr zu verflüchtigen schien. Frau Trude fühlte es, wenn sie ihn des Morgens vom Lager hob und für eine Weile auf ihr eigenes Bett legte, um das seine zu ordnen und aufzuschütteln. Es kamen Tage, an denen es ihr besonders merkbar wurde, wie er abnahm. Wenn er seine dünnen Arme um ihren Hals schlang und sie ihn emporhob, war's oft mehr ein Fliegen als ein Heben, weil sie eine größere Kraft als nötig angewandt hatte. Dann ließ ihr ein eisiger Schauer den Nacken hinunter. Und sie flüsterte mit zärtlichem Vorwurf: „Du mußt mehr essen, Liebster. Ich will Dir heute recht was Gutes bereiten.“

Das tat sie. Tat es an jedem Tage. Zerbrach sich den Kopf und konferierte mit dem Arzt darüber. Sah kein Geld an und hätte lieber selber gekungert, als hier etwas zu unterlassen, das auch nur einen Schimmer von Erfolg versprach. Es war alles vergebens. Alles. Er nahm ein paar Teelöffel von der Fleischbrühe und ein paar winzige Säppchen vom besten, delikatesten Geilgack. Dann schob er sanft die Hand zurück, die ihm Kraft und neues Leben geben wollte, und schloß die Augen wie nach einer großen Anstrengung. Die paar Hüner, die sie sich hielten und die allen Abfall aus der Küche bekamen, hatten gute, sehr gute Tage. Denn auch Frau Trude wollte es nicht mehr schmecken, seit sie alles in stillen Tränen hinunterwürgen mußte. Ist, wenn sie mit den Tellern aus der Stube ging, wie sie sie hereingetragen, sank sie auf einen Stuhl in der Küche,

legte den Kopf auf den Tisch und weinte sich aus.

Sie, die im Sommer mit Grauen an den vergangenen Winter gedacht hatte, an den Winter, der von ihr mit bitterer Entschlossenheit durchgekämpft worden war, sie schien zusammenbrechen zu wollen unter der stillen, leblosen Atmosphäre in dem kleinen Hause; unter der suggestiven Macht des mit furchtbarer Langsamkeit arbeitenden Todes.

Denn dies war schlimmer als alles andere. Sie hatte zuweilen die Zwangsvorstellung, als stände sie im Nebel auf einem Eisenbahngleis, zwischen den Schienen; in der Ferne kamen die roten, verschleierten Augen der Lokomotive heran, langsam, ganz langsam. Sie konnte sich nicht von der Stelle rühren, konnte nicht abschätzen, ob sie noch weit oder schon nahe heran waren, sah nur immer das trübe, dampfende Licht und wußte: einmal muß es über dich hinweggehen . . .

Sie hätte eine böse Laune des Kranken mit immerlichem Jubel begrüßt, würde Zank und Born mit stiller Fassung ertragen haben, — denn das war doch Leben, wenn auch kein gutes Leben. Nun aber schwebte das Leben ganz, als ob es aufgelogen würde von der Luft.

So wurde es auch in Frau Trude stiller und stiller. Die Heiterkeit hatte sich tiefer verkröchen als im Winter vorher. Und wenn Doktor Trall einen mühsamen Scherz versuchte, dann blieb das Echo aus. Er schüttelte den Kopf, wenn er jetzt Frau Trude betrachtete. Und sagte oft: „Denken Sie an den Jungen, Frau Lattenbach. Ich erlaube nicht, daß Sie nun auch noch Geschichten machen.“ Sie drückte ihm die Hand. Er war wirklich ein Freund in dieser schweren Zeit. Und wenn sie auch nicht mit ihm lachen konnte, es freute sie, wenn er zur Tür hereintrat, seinen Pelz an den Nagel hing, sich die Hände am Ofen wärmte und sich für eine halbe Stunde zu Jeremias an das Bett setzte und Geschichten zum besten gab, die kein Mensch glaubte. Solange er dort war, schien der zehrende Prozeß, der hier in der Luft lag, zum Stillstand gekommen zu sein. Aber wenn er ging, ging auch das Leben wieder.

Der Abend kam, und es kam die Nacht, da Frau Trude mit offenen Augen lag und auf all die kleinen unheimlichen Geräusche horchte, die nun und in dem Hause flüsterten und zischelten. Es war wohl der Wind, es waren wohl die Mäuse, es war wohl der Frost, die im Gebälke raschelten, nagten und eifrig arbeiteten. Aber in ihrem gespannten Hirn verknüpften sich die Laute mit den Angstgedanken und erschienen als Handwerksgeräusche des Todes, der gemächlich an der Arbeit war, ein Leben zu zerstören.

XIV.

Endlich, an einem klaren Dezembertage, als der Himmel sich in stählernem Blau über die weißen Felder und dunstumschillerten Wälder, über die besetzten Dächer der Stadt, über den blühenden Fluß und die weißarmigen Ahornbäume, über die Schneemauer der Hecke und den funkelnden Kastanienbaum spannte, endlich holte der geschäftige Tod ein wenig Atem. Denn nun war nur noch der letzte Schlag zu tun. Wie auch der Handwerker vor dem Einschlagen des letzten Nagels noch einmal sein Werk betrachtet und ihn dann mit liebender Bedächtigkeit in das Holz treibt, damit er feststeht im Stern.

„Wie hell es heute ist!“ Jeremias sagte es mit halblauter Stimme, in einem freien, freudigen Ton, der in Frau Trude ein maßloses Erstaunen hervorrief.

Er bemerkte es und lächelte. Nichts Gezwungenes war in seinen Mienen.

Sie stand in fragender Befangenheit vor ihm.

„Ein heller Tag,“ wiederholte er. „Draußen ist wohl alles ganz weiß? Ich sehe es an der Kastanie.“

„Ja. Soll ich Dir Dein Bett an's Fenster rücken?“

„In die Sonne, ja.“ Und als es geschehen war: „Das tut gut, Liebste. Mir ist, als hätte ich hundert Jahre geschlafen und sei eben aufgewacht.“

Frau Trude fühlte etwas Heißes, Freudiges in der Brust emporquellen. Sie beugte sich über das weiße Gesicht und küßte es. „Und nun wirst Du wach bleiben, Liebster.“

Er nickte leicht, den Blick träumerisch auf dem Fenster gerichtet, in die weißen Nester und Zweige der Kastanie hinauf. Dort im Schneeflimmer und blitze das Licht. Und wenn ein Sperling aufflog, häubte es in unzähligen glitzernden Funken am Fenster vorbei.

„Wie felt die Spaken sind.“ Er sagte es mit heiterer Miene.

„Du hast ihnen viel übrig gelassen, 'mias. Sie streichelte ihm die haare Wangen. „Ab nun mußt Du essen. Liebtig essen.“

„Ja. Mich unnaert auch. Hast Du etwas Gutes?“

Sie bejahte und ging mit schneelastigen Schritten in die Küche, um die Mahlzeit zu bereiten. Ihre Hände bebten vor Eifer und Aufregung. Sie mußte ihre ganze Willenskraft aufbieten, um die Gedanken bei der Arbeit zu halten; sie flatterten immer wieder davon wie Vögel, denen der Käfig geöffnert wurde, und wollten stets von neuem eingefangen werden.

Und dann aß er. Frau Trude mußte an an's Bett setzen und mit ihm speisen. Er machte sich einen Spaß daraus, ihr die beißen wegzunehmen. Und lächelte, wenn ihm gelungen war. Es gelang ihm immer. Er war reichlich für beide da und Frau Trude konnte noch gut ihren Hunger stillen, der kam mit einem Male in freudigem Appetit an die köstlichen Speisefisch gefest hatte.

„Hat Jeremi in letzter Zeit geschrieben?“

„Ja. Gestern kam ein Brief. Soll ich Dir vorlesen?“

„Nein. Ich möchte selbst.“

Sie reichte ihm den Brief. Es waren mehr freudige begeisterte Mitteilungen darin über die eigene Tätigkeit, einige Selbstanlagen, wofür er meinte, die Krankheit des Vaters verschuldet zu haben, der immer wiederholte Ausdruck seiner innigen Anteilnahme, und schließlich das Versprechen, daß er seinen Eltern einen frohen und sorglosen Lebensabend bereiten werde.

Jeremias las langsam und lange.

Frau Trude beobachtete gespannt seinen Gesichtsausdruck, besorgt, daß der Brief die alten trüben Empfindungen erwecken werde. Aber er gab ihm mit Ruhe zurück, nickte und sagte: „Schreib ihm, daß ich ihm keinen Streich vergeben habe. Vielleicht ist es gut. Vielleicht. Nun bin ich würde. Laß mich ein wenig schlafen. Hier, in der Sonne.“

Sie ging hinaus und dachte: Was wird Doktor Trall sagen? Am liebsten wäre sie ihm gelaufen, die freudige Botenschaft zu verflünden, daß Jeremias nun endlich, endlich den großen Schmerz überwunden habe und zu neuem Leben erwacht sei. Und daß auch sie mächtig kämpfen wollte, weil sie von neuem hoffte durfte. Es war ein wenig Paroxysmus in ihr Freude und sieberhafte Ungeduld. Erst bei der Arbeit in der Küche verubigte es sich ein mählich in ihr und breitete die stille, heitere Ruhe aus, die sie früher nie verlassen hatte. Sie begann zu singen. Ganz leise und unbeherrschert. Und dann ward es immer lauter und voller und schwellte zu hellen, fröhlichen Akkorden.

Sie erschrak, weil sie fürchtete, Jeremias geweckt zu haben. Sie öffnete leise die Tür zur Stube. Da leuchteten ihr zwei Augen

großer Freude entgegen. „Hab ich Dich geweckt, Liebster?“

Er nickte lächelnd. „Es war schön. Sehr schön. Du mußt Dich nachher hier an mein Bett setzen und jagen.“

„Ich hole mir ein wenig Kuchen, Liebster. Denn heut ist ein Feiertag.“

„Ja. Heut ist ein Feiertag.“

Und als sie zurückkam, den Tisch an das Bett rückte und das Kaffeegeschirr antrug, sagte er: „Es ist fast so wie damals, als Du aus dem Wochenbett aufgestanden warst. Erinnerst Du Dich?“

„Ja, natürlich. Ich hatte eine so unerbittliche Straft in mir.“

Sie sahen sich lächelnd an. Und nach einer langen Pause:

„Wir sind weit voneinander gewesen, Liebste.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, 'mias. Du warst immer bei mir. Auch in den letzten schrecklichen Monaten.“ (Zusatz folgt)

29

Studententum und Volksbildung.

Von W. Ernst.

(Zusatz)

Die nordischen Volksbildungsbestrebungen waren es, die auch in Deutschland an Universitäten und Hochschulen den Gedanken der studentischen Bildungsarbeit entstehen ließen und die Verbreitung derselben in entscheidender Weise beeinflußt haben. Wir stellen dabei bei der Besprechung der Verbreitung der ganzen Bewegung im Ausland Frankreich und Italien im Gegensatz zu den nordischen Ländern. In Frankreich wie in Italien hat sich die Bewegung unbeeinflusst vom germanischen Norden ausgebreitet, ist auch ohne Einfluß auf Deutschland geblieben. Ein kurzes Wort über diese Bestrebungen: In Frankreich sind die „Volksumiversitäten“ die Träger dieser Bildungsarbeit. Deren Zweck wird in einem Aufsatz dahin charakterisiert: „Jeder hat seinen Einfluß zu leisten, der Handarbeiter seine Kenntnis von den sozialen Fragen und seine Erfahrung im Kampf ums Dasein, der Kopfarbeiter seine wissenschaftliche Bildung, seinen Glauben an eine bessere Zukunft und seine selbstlose Liebe zum Volke. Bei solcher Wechselwirkung müssen die Unterschiede ausgeglichen werden, die Vorurteile verschwinden.“ Sehr präzis ist in diesen Worten der Zweck der Volksumiversitäten gerade nicht dargestellt; immerhin wird der Leser empfinden, was gesagt sein will. Die Hauptstadt Frankreichs, Paris, besitzt mehr als 20 Anstalten, sonst finden sich dieselben in Avignon, Nancy, Lyon u. a. m. Eine französische Volksumiversität umfaßt: Vorkursanstalten, Museen, einen Saal für Theateraufführungen, einen Turnsaal, ein Badezimmer, ein Gesellschaftszimmer und ähnliches. Es muß jedoch ausdrücklich bemerkt werden, daß diese Einrichtung nicht rein studentisch ist. Ueber die Wirksamkeit verwandter Bestrebungen in Italien waren dem Verfasser dieses Aufsatzes trotz aller Verlässungen gedruckte oder schriftliche Berichte nicht zugänglich. Persönlichen, mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, die von befreundeter Seite auf Grund eigener Beobachtungen und Erfahrungen in Mailand gemacht worden sind, entnimmt er folgendes: Es existieren in Mailand ähnliche „Volksumiversitäten“ wie in Frankreich; ein Gebäude im Zentrum der oberitalienischen Metropole dient den vielfältigen Zwecken des Bildungsinstituts, insbesondere Vorträgen und Unterricht. Auch die Arbeitskammern haben ihre Lokalitäten zur Verfügung gestellt; jedoch unter Einschränkung bezüglich des Lehrgebiets. Es sollen in diesen Räumen nur juristische Vorträge über das Recht des gewerblichen Dienstvertrages ge-

halten werden. Anteilhaft sind an den Bestrebungen alle Berufszweige. Welches Kontingent die Studenten stellen, ist nicht bekannt; wird auch weniger beachtet, weil die italienischen Studenten nicht in der Weise eine in sich geschlossene Klasse bilden, wie in Deutschland. Indessen nehmen viele Studenten an der Arbeit teil, und es war daher nötig, auch der italienischen Bildungsbestrebungen an dieser Stelle zu gedenken.

So interessant es wäre, die verschiedenen Methoden, wie sie im Ausland, besonders im Gegensatz von Süden und Norden, angewendet werden, zu vergleichen, muß jetzt auf die Zustände in Deutschland übergegangen werden. Schicken wir voraus: Wir teilen unsere Hochschulen in Deutschland bekanntlich ein in Universitäten und in technische Hochschulen. Erstere sind Mädchen für alles, abgesehen von der Ingenieurwissenschaft. Diese wird von der technischen Hochschule gepflegt, wobei dieselbe ver wandte Fächer wie Chemie, Physik und dergl. auch mitnimmt. An dieser Arbeitsteilung wird man schon merken können, daß Studenten der Universitäten eine Tätigkeit als Volksebildner ganz anders anpacken werden, wie ihre Kameraden von den technischen Hochschulen. Welchen praktischen Ausdruck dieser Unterschied findet, wird der Leser in den folgenden Ausführungen finden; notwendig war's aber, von vornherein darauf aufmerksam zu machen.

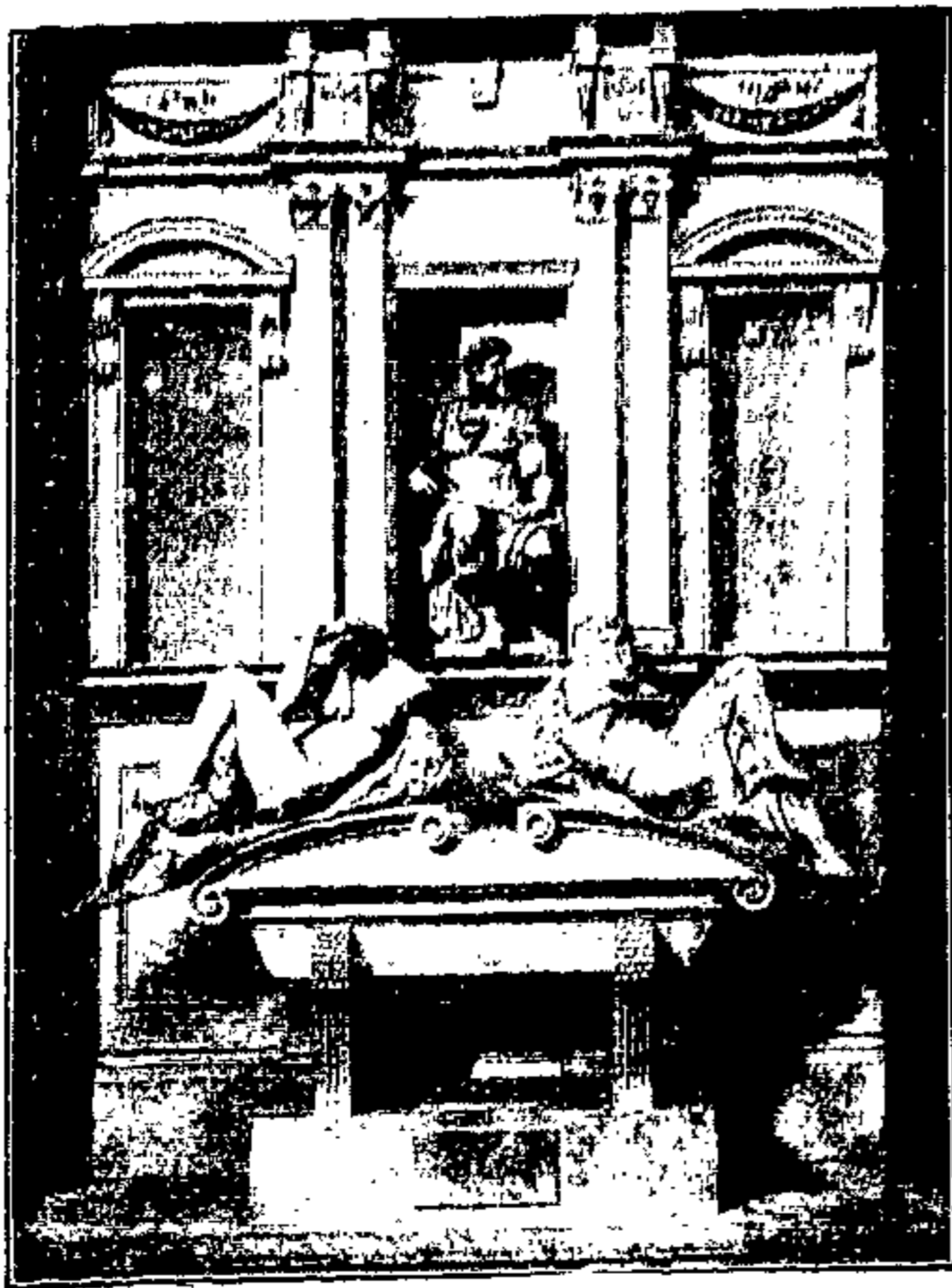
Es ist charakteristisch, daß es nicht eine Universität, sondern eine technische Hochschule war, die die Fahne der Volksebildungsarbeit in die Reihen der deutschen Studentenschaft trug, die technische Hochschule Berlin bezw. Charlottenburg. (Vergl. die Studentenschaft und die Volksebildung. Bericht über die Arbeiterbildungskurse der Sozialwissenschaftlichen Abteilung der Wissenschaft der Technischen Hochschule zu Berlin, erstattet von Wilhelm Wagner, Ingenieur. Berlin 1902. Commentarius-Gesellschaft.) Es ist ferner charakteristisch, daß nicht eine der alten, traditionellen Studentenverbindungen sich dieser Aufgabe angenommen haben, sondern die sogenannte Wildenschaft. Gegenüber den alten, in vieler Beziehung rückständigen und unmodern erklüften Studentenvereinigungen mit all dem überkommenen Krampfzwang und von formalen und unzeitgemäßen Rücksichten, haben sich an vielen Universitäten und Hochschulen diejenigen Studenten, die sich keiner der bestehenden Vereinigungen anschließen wollten, die sogenannten Wilden zu einer sehr lockeren Organisation der „Wildenschaft“ zusammengeschlossen, die in zwangloser Weise studentische Interessen vertritt. Sie sind eine Schöpfung der Neuzeit und atmen zum Teil auch modernen Geist. Die sozialwissenschaftliche Abteilung der Charlottenburger Wildenschaft nahm also die neue Aufgabe auf sich. Das erste Sommersemester 1901 brachte vier Kurse: Rechnen, Algebra, Technologie und ein Studium über den Dichter Schiller. Darauf folgende Wintersemester 1901/02 brachte schon mehr: Deutsch, Rechnen, Geometrie, Mechanik, Chemie und allgemeine Erdkunde. Dazu kam noch im Sommersemester 1902 ein Kursus in der Elektrizitätslehre. Der Besuch belief sich in diesen drei Semestern auf 51, 72, 125 Personen. Nach diesen vorläufigen Daten einige grundsätzliche Bemerkungen: Die deutschen Studenten haben sich im Gegensatz zum Ausland, im Gegensatz selbst zu ihren Vorbildern ihre Aufgabe von vornherein sehr eng begrenzt. Das war ebenso vernünftig wie nützlich. Die Studenten sind selbst Lernende und müssen daher die Verbreitung einer höheren Volksebildung anderen, berufeneren überlassen. Die Kenntnis der elementarsten Dinge, die dem Arbeiter im Kampf ums Dasein nur zu leicht verloren gehen, wollen die Studenten wieder auffrischen. Vermöge ihrer besseren Schulbildung beherrschen sie diese grund-

legenden Fächer; selbst Lernende begreifen sie rasch, wo einem anderen Lernenden der Schuh drückt. In der Beschränkung des Arbeitsstoffes liegt die Garantie, daß auch gründlich gearbeitet wird. Die Unterrichtsmethode ist sehr eigenartig, ein seltsames Gemisch von Vortrag und Übung; den „Marschleiter“, der seinen Vortrag oft durch Übungen unterbricht, unterstützen einige Kameraden, die während der Übungen da und dort nachhelfen. Dieses System schließt vollständig aus, daß ein Kursteilnehmer zurückbleibt. Wer einmal einen Abend veräumt hat, kann während der Übungen von dem ihm zugeteilten „Übungsleiter“ wieder auf die Höhe gebracht werden. Wer etwas nicht versteht, braucht es gar nicht zu sagen, da ja mit jedem einzelnen geübt wird, und es sich dabei herausstellt, ob der Betreffende alles aufgefaßt hat.

Einen wichtigen Grundsat haben die Studenten für ihre Arbeit aufgestellt, den Grundsat absoolutester Neutralität in politischen wie in religiösen Dingen. Dieses Prinzip ist ganz unumgänglich notwendig, und man muß anerkennen, daß dasselbe bisher mit peinlicher Genauigkeit innegehalten worden ist.

Allerdings bieten die Lehramts, die in diesem Unterricht behandelt werden, auch zu nächst keinen Anlaß zu Erörterungen politischer oder religiöser Art; aber gerade das Temperament der Jugend konnte leicht dazu hinneigen für irgendwelche Ideen Propaganda zu machen. Weichen in dieser Hinsicht nicht, und das läßt das Beste für die Zukunft hoffen.

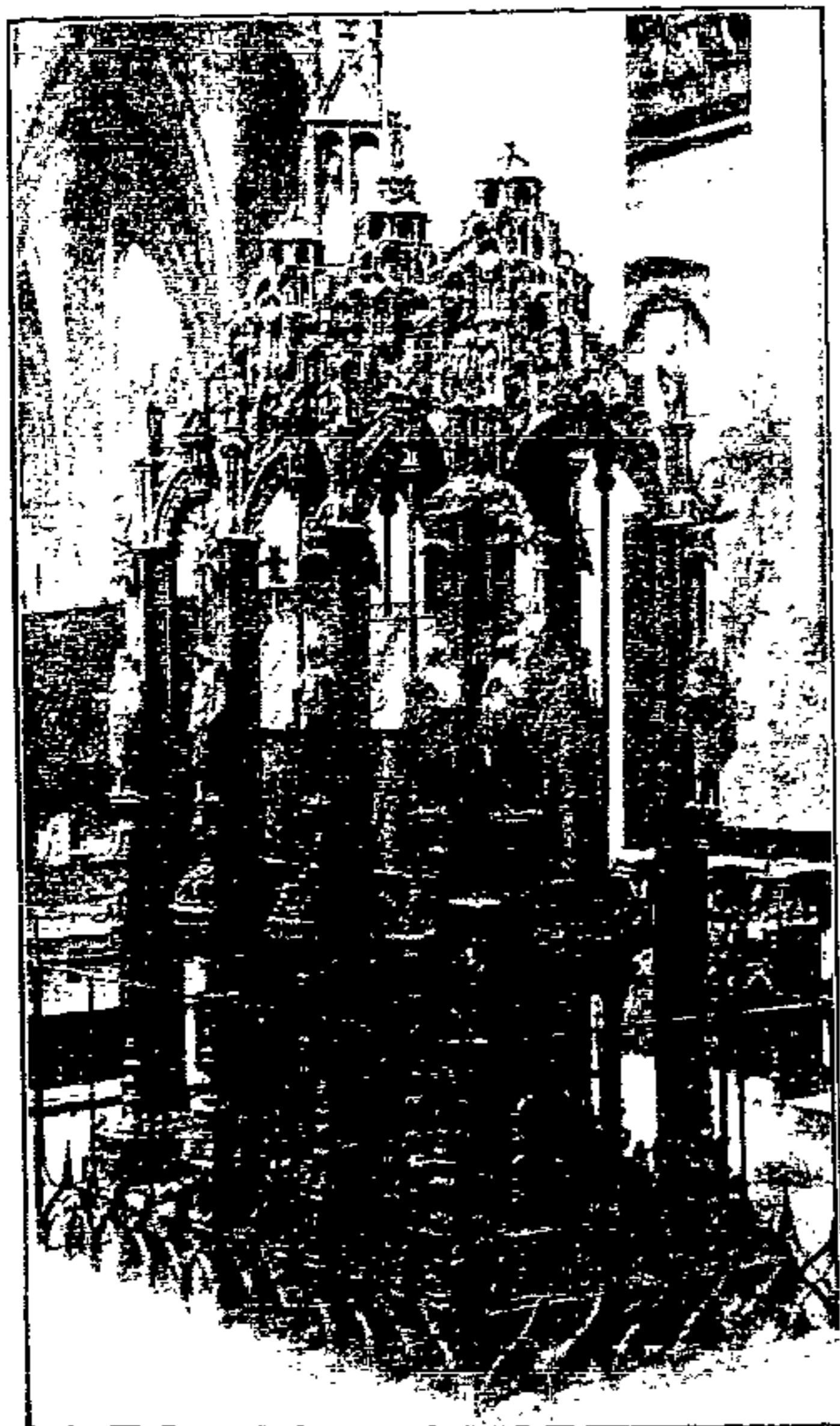
Der Leser wird nun ein einigermaßen anschauliches Bild von dem Wesen dieser Arbeit haben, so daß wir zur Illustration durch detaillierte Mitteilungen übergehen können. Wir betonen schon: An der Spitze der Bewegung stehen die Charlottenburger, sie haben den Arbeiterunterricht durch Studenten in Deutschland eingeführt, und weiter haben sie als Vorbild gedient, sie haben — wenn man so sagen darf — dieses Stück sozialer Arbeit an den deutschen Universitäten heimlich gemacht. Und das ist ein großes Verdienst, ein Verdienst, das auch dadurch nicht gekürzt wird, daß andere Städte sie überholt haben. Die erste Hochschule, die dem großen Beispiel folgte, war Deutschlands größte Universität Berlin. Im Jahre 1903 bildete sich bereits eine „Kommission für Arbeiterunterrichtskurse“, die im November 1901 ihre Arbeiten begann. Ein freundlicher Zufall läßt gerade jetzt, während diese Zeilen geschrieben werden, einen großen Bericht an die Öffentlichkeit kommen, der in knappen Zügen die Entwicklung der Arbeiterkurse in Berlin von der Gründung bis zum Beginn dieses Sommers 1907 darstellt. (Vergl. Die studentischen Unterrichtskurse für Arbeiter an der Universität Berlin. Von Otto Karchhof, cand. med. Berlin 1907. Commentarius-Blätter für Volkserziehung XV. 2.) Einige Zahlen aus diesem Bericht mögen hier Platz finden. Die Zahl der Hörer stieg in dieser Weise vom Winter 1904/05 bis zum Winter 1906/07 (von Halbjahr zu Halbjahr): 318, 375, 653, 601, 832. Im ganzen beträgt also die Anzahl der Teilnehmer in den 2½ Jahren 2812, eine ganz hübsche Zahl. Noch anders wird das Bild, wenn man die Zahl der Anmeldungen nimmt (viele nehmen an mehreren Fächern teil). Dann ergeben sich folgende Zahlen: 561, 550, 975, 1296, im ganzen also 3287. Es wird — sozialpolitisch sehr nützlich — überhaupt eine sehr eingehende Statistik geführt. Wenigstens liegen uns derartige Aufstellungen von Charlottenburg, Berlin und Straßburg (das direkt auf Berlin folgt) vor. Zuzunehmen wird, abgesehen von der Anzahl der Teilnehmer, überhaupt: der Beruf (nach den Fabriken der Statistik des Deutschen Reiches), das Alter, der Familienstand und die Schul-



Grabmal von Michelangelo.
(Italienische Renaissance.)

bildung. In Berlin stehen in vorderster Linie in der Teilnahme die Metallarbeiter mit durchschnittlich 23 Proz. Das Durchschnittsalter beträgt 26-30 Jahre mit 25 Proz. Organisiert sind 72,3 Proz. Die Zahl der Studenten ist von zirka 50 auf zirka 80 gestiegen. Raum mangels wegen müssen wir auf weitere Angaben verzichten und verweisen den wissbegierigen Leser auf den zitierten Bericht. Wie angedeutet, folgte auf Berlin im Sommer 1906 als erste süddeutsche Universität Straßburg. Bis jetzt liegt erst der Bericht vom ersten Semester vor, der allerdings sehr günstig lautet. (Studentische Unterrichtskurse in Elementarfächern zu Straßburg i. E., Bericht über das erste Halbjahr [Sommer 1906] 1906.)

Straßburg beherbergt im Durchschnitt nur 1500 Studenten, trotzdem zählte der „Akademische Verein für Unterrichtskurse in Elementarfächern“, der zwecks Organisation der Unter-



Das Sebaldusgrab von Peter Vischer in Nürnberg.
(Deutsche Renaissance.)

richtskurse gegründet wurde, schon im Anfang 51 aktive (d. h. unterrichtende) Mitglieder. Anmeldungen liefen sofort 250 ein. Den Beginn des Unterrichts machten 210 mit, von denen am Schluß des Halbjahres noch 114 vorhanden waren. Man wird diese Abnahme auffallend finden. Sie ist auch auffallend, aber allgemein. Der Abfall ist überall zwischen 40 und 50 Proz. Die Ursachen liegen auf der Hand. Ein großer Teil weiß nicht, um was es sich überhaupt handelt; andere machen sich schon ein rechtles Bild, aber die Arbeit nach der Tagesstätigkeit behagt ihnen auf die Dauer nicht; andere kommen nicht mit und gestehen das ungern ein; besonders ist dies der Fall, wenn jemand ein- oder mehrermal den Unterricht veräuht hat. Man hat sich nach den gemachten Erfahrungen mit dem Abfall als unvermeidliche Nebenerscheinung abgefunden. Soweit möglich, wird dagegen gearbeitet, indem man sich der Säumnigen, wenn sie wiederkommen, besonders annimmt, unter anderem (wie in Berlin) dadurch, daß man für die Zurückgebliebenen eigene gemeinsame Nebenurse einrichtet.

Die jüngsten Nachfolger sind die Universitäten Göttingen, Freiburg und München. Vorbereitungen zur Einrichtung werden von Studenten der Technischen Hochschulen in Braunschweig und Darmstadt getroffen. Sie alle lehnen sich an die bestehenden Einrichtungen, insbesondere Berlin und Charlottenburg an. Interessant ist vielleicht noch die Tatsache, daß in Colmar i. E. eine Anzahl Lehrer u. a. Arbeiterkurse nach dem Muster der Straßburger Studenten eingerichtet haben. Dieselben florieren durchaus. Erwähnenswert sind noch Vorkursurse, die in Leipzig und Breslau veranstaltet werden, aber einen ganz anderen Charakter tragen. In neuester Zeit ist eine Zentralkstelle aller in Frage kommenden Organisationen in Berlin gegründet worden. Der Sache dürfte ein solches Institut nur förderlich sein.

Die Mitwirkung der Lernenden Arbeiter bei der Geschäftsführung ist überall sehr weitgehend. Das Mindeste ist, daß jeder Kursus das Recht hat, Vertrauensmänner zu wählen, die öfters zusammentreten, um Wünsche und Vorschläge zur Sprache zu bringen. Allgemein ist anerkannt, daß diese Einrichtung von sehr großem Nutzen gewesen ist. In einzelnen Fällen ist sogar den Vertretern ein Stimmrecht gegeben worden. Das ist jedoch sachlich gleichgültig, da die Studenten in den entscheidenden Fragen sich ohne weiteres nach den Vertrauensmännern zu richten pflegen.

Es bleibt uns noch ein Wort der Beurteilung. Fraglos: Die Arbeit dieser Studenten (es ist ein sehr kleiner Bruchteil - nicht 1 Proz.) ist ehrlich gemeint und anerkennenswert. Aus dieser sozialen Kleinarbeit weht ein belebender Hauch warmer und idealer Begeisterung. Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, in die Bildungswerkstatt hineingesehen hat, kann sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß das Streben der jungen Leute aus dem Innersten kommt. Und das völlige Hingeben an die Arbeit der Volksbildung hat manchem Studenten die Augen geöffnet, hat manchem Studenten ein Stück Volkskraft offenbart, an dessen Vorhandensein er nie glaubte! Unsere akademische Jugend steckt noch in den politischen Windeln. Sie hat es gezeigt, indem sie sich bei

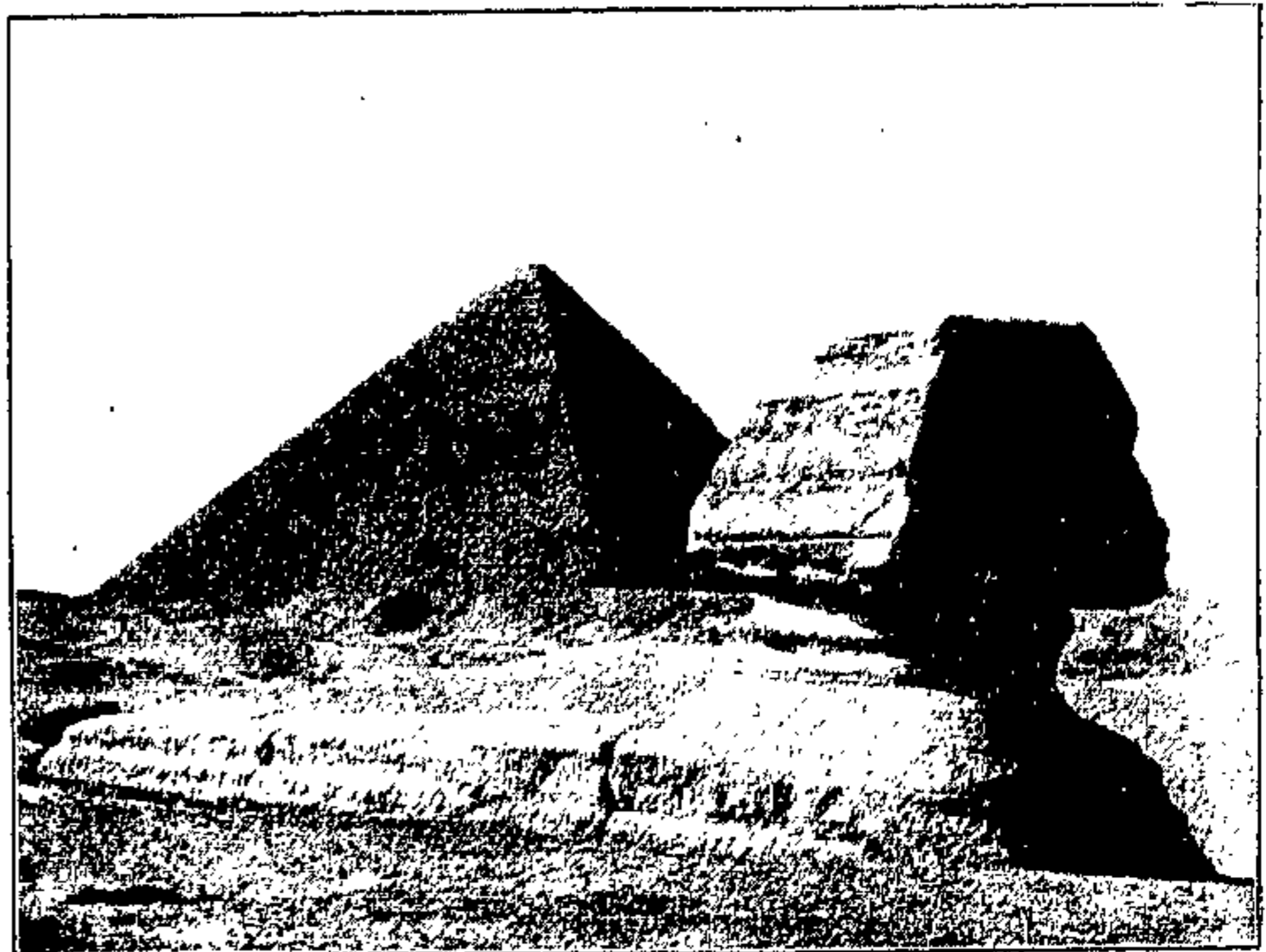
den letzten Wahlen unter die nationalen Sozialistenscharen scharte, indem sie, die selbst zum großen Teil Proletariat ist, die See gegen die Partei des Proletariats kritiklos mitmachte. Manch einem mag aber in dem Verkehr mit den Arbeitern ein Licht aufgehen, welches ungeahnte Kraft im Proletariat steckt; vielleicht fällt ihm dann ein, daß das Gros der modernen Akademie auch nichts ist, als eine ergebene Dienerschaft des Kapitalismus! Diese Erkenntnis verdankt er dann seinem Schüler - dem Arbeiter. Die beiden sind dann quitt.



Künstlerische Grabdenkmäler.

Von Ernst Schur.

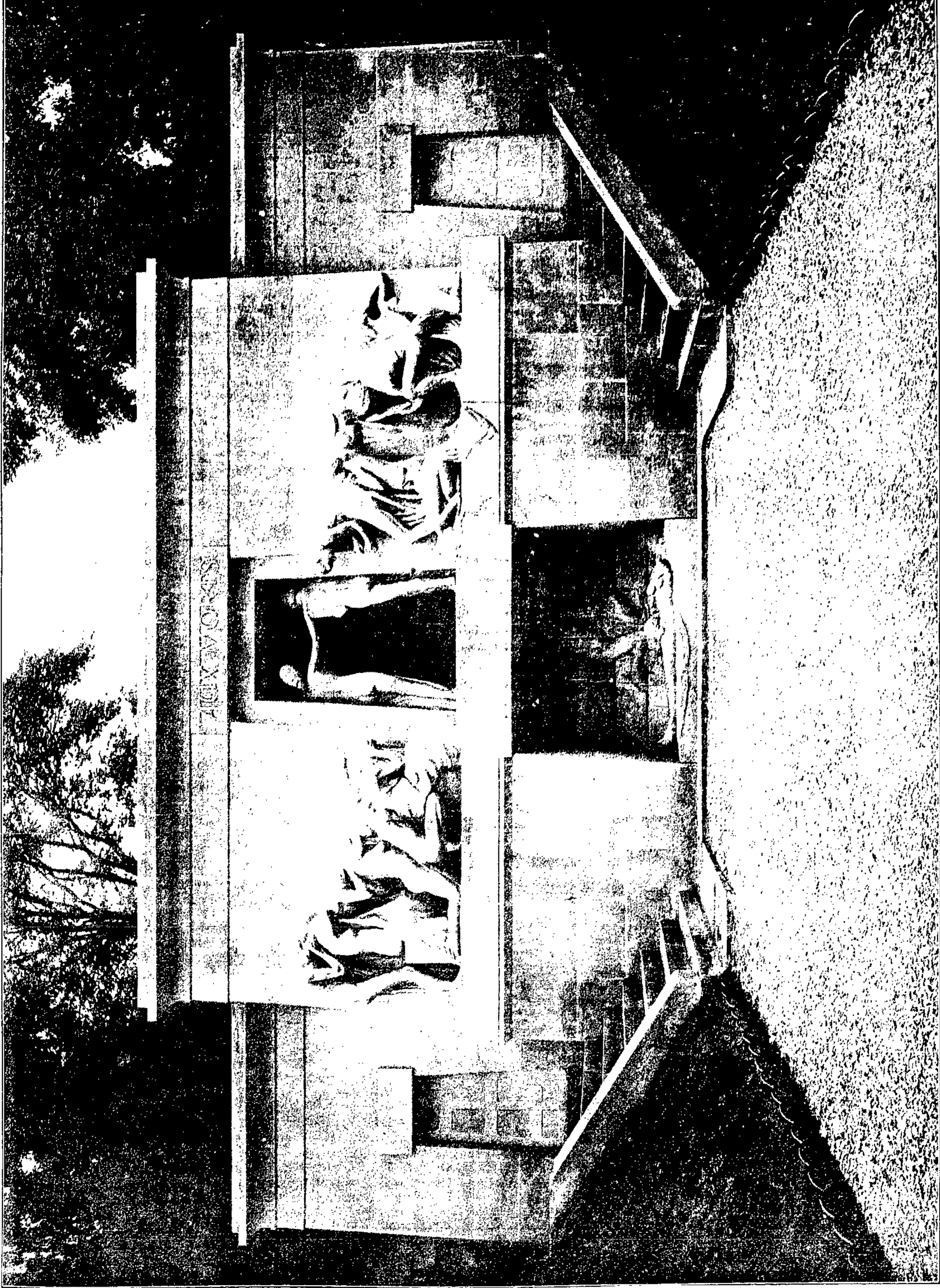
Die Plastik ist in ihrer Aufgaben und Motivwahl beschränkt. Sie tritt eigentlich nur bei den großen Momenten des alltäglichen Lebens in Erscheinung. Bei Siegesfeiern, bei Tod und Trauer gibt sie dem allgemeinen Empfinden konzentrierten Ausdruck. Der Diang, dem Andenken an die Toten durch



Pyramide und Sphinx. (Ägypten.)

die Plastik einen künstlerischen Ausdruck zu verleihen, hat von Anfang an in der Wildnerei gelebt und ihr so reichen Stoff zur Behandlung gegeben, daß wir den Wandel des Geschmacks hierin von Zeit zu Zeit feststellen können. Jedes Volk hat seinen bestimmten Stil des Grabdenkmals geprägt.

Bei den Ägyptern war dieser Totenkult so entwickelt, daß ganze Gebäude dem Toten zu Ehren errichtet wurden, deren Größe uns jetzt noch mit Entsetzen erfüllt: die Pyramiden. Architektur und Plastik sind hier noch eng verbunden. Neben der Pyramide lagert die Sphinx. Eine düstere, konzentrierte Kunst, deren strenger, pathetischer Stil uns fremd und doch wieder modern anmutet. Modern insofern, als das Dekorative so vorherrschend sichtbar wird. Das Naturalistische tritt zurück. Es ist nur Vorbild. Mit einer beispiellosen Kraft wird die menschliche Gestalt stilistisch ins Dekorative umgeprägt. Daher das Stere, Starre, Monotone. Aber unter dieser durch die Verbindung mit der Architektur gebotenen harten Erscheinung lebt doch die Natur, und wenn wir genauer zusehen, hat jede dieser steifen, plastischen Gestalten doch individuelles Leben. Die strenge Gesetzmäßigkeit, mit der sich das religiöse und politische Leben der Ägypter entwickelte, das Beharren in der Tradition, das uns wie eine lähmende Fessel erscheint, drückt sich auch der Kunst, d. h. der Architektur und der Plastik, ihren Stempel auf. Für uns hat dieser Stil etwas Beängstigendes, Drückendes, zugleich



Grabmonument von Bartholomä.

über empfinden wir das Großartig-Monumentale daran. Diese Pyramiden reichen in unsere Zeit wie fabelhafte Kolosse hinein. Wir denken jetzt oft, wenn wir große Bauten errichtet haben, einen monumentalen Ausdruck gefunden zu haben. Gegen die Pyramiden gehalten, sind unsere größten Bauten Ständerwerk. Und dabei verfügen wir über die mannigfaltigsten, technischen Errungenschaften, die die Ägypter nicht kannten. Wie ungeheure Sägel erheben sie sich aus der Ebene. Tatsächlich stellen sie die Uebertragung der Grabhügel in Stein dar. Und zweierlei trägt zu dem monumentalen Eindruck bei: die Abwesenheit jedes Kleinlichen, überhaupt jedes Schmuckes. Dadurch treten die Flächen riesenhaft hervor und der monumentalen Form des Ganzen wird kein Abbruch getan. Dann die Umgebung, die ebenso in ihrer Monotonie jede Erhebung, die das Bauwerk verkleinern könnte, vermeidet. Aus wüstengleicher Ebene erhebt sich der kolossale Bau und hat keinen Rivalen neben sich; in der Ausschließlichkeit dieser Erscheinung liegt das Monumentale des Eindruckes. Und was stellen diese Pyramiden dar? Es sind die Königsgräber. Die ganze starre Tradition dieses Volkes findet hier seinen konzentrierten Ausdruck. Diese ungeheuren Steinberge, die in langdauernder Arbeit, die wiederum nur durch lange Tradition möglich ist, entstehen, enthalten im Innern nichts als eine kleine Grabkammer, und diese birgt den Sarkophag des Königs. Eine groteske, beinahe wahnwitzige Vorstellung, die aber zugleich auf die ganze düstere Kultur ein gespenstisches Schlaglicht wirft. Und das Düstere dieser Kultur tritt ebenso in Erscheinung; denn diese Grabdenkmäler überbieten alles andere und beherrschen die Architektur und Plastik. Die größten, auch bekanntesten Pyramiden sind die von Gizeh bei Kairo.

Die Form der Pyramide ist mathematisch streng. Enge Gänge führen hinein, die sich schräg neigen. Der Eingang ist verdeckt durch Bekleidung mit Stein. Meisterhaft ist das schwierige Problem gelöst, die ungeheure Wucht der oberen Steinmassen auf die Decke der kleinen, inneren Kammer auszugleichen, durch Stemmungen der Massen gegeneinander, durch Schaffung von Hohlräumen.

In der Nähe dieser kolossalen Totenkammern lagert die Sphinx, ein ebenfalls in enormer Größe gehaltenes Skulpturwerk; eine dekorative Plastik von kammererregenden Dimensionen. Ein Löwenleib, mit einem menschlichen Kopf; 20 Meter hoch, 50 Meter lang; aus einer natürlichen Felsberhöhung herausgehauen, zum Teil auch durch Anfügen von Mauerwerk ergänzt.

Die Pyramiden, die aus einer trostlosen, öden Fläche herausragen, sind gleichsam Symbol der ganzen Kultur; vom Despotismus gefnechtet, von Priestern in düstere Wahnvorstellungen hineingehakt, liegt das Volk in Fesseln, in starrer, totenähnlicher Ruhe.

Griechenland! Ein ganz anderes Bild. Das Starre ist gewichen. Die Fesseln sind gefallen. Nicht mehr drückt schreckhafte Größe, nicht mehr soll düstere Ahnung das Gemüt umschleiern. Freie Schönheit streben die Griechen an. Wir suchen nicht mehr das Monumentale in kolossalen Größenverhältnissen, im Quantitativen, sondern in der Feinheit der künstlerischen Behandlung, in der Gliederung der Verhältnisse, in der Durchbildung der Teile.

Es ist bezeichnend, daß die Plastik bei den Griechen in den Vordergrund tritt. Das Studium des nackten Körpers lag ihnen bei dem ionischen Klima besonders nahe, und ihre Vorliebe für gymnastische Spiele begünstigte diese Neigung. Dem Leben zugewandt, wußten sie Natur und Geist gleich zu befriedigen. Darum ist in ihren Werken jene große Ruhe, die der Plastik so sehr zugute kommt. Sie sind die-

jenigen gewesen, die die Gesetze der Plastik so rein herausgearbeitet haben, daß ihre Werke noch jetzt vorbildlich sind.

Auch hier ist wieder die allgemeine Kultur der Hintergrund. Die Ausbildung des Griechen berücksichtigte Körper und Geist. Gleichmäßig wurden die Fähigkeiten und Kräfte gepflegt. Wissenschaft, Kunst und Gymnastik arbeiteten zusammen. Und darüber stand noch eins: die Teilnahme am öffentlichen, republikanischen Leben, der sich niemand entziehen durfte. Dieser Ausdruck einer großen Gemeinsamkeit gibt der griechischen Kunst die glückliche, fast heitere Resonanz. Der einzelne lebt nur im Ganzen. Die plastische Kunst erhielt durch dieses Zurückdrängen des Allzu-Persönlichen jene befreite Schönheit, jene formale Durchbildung, die ohne Beispiel dasteht. Die Mythologie verlor hier ihre schreckhaften Vorstellungen; Menschliches wurde in das Leben der Götter hineingetragen. Und auch im Formalen gelang es dem klaren Geist der Griechen, sich aus den starren Gesetzen der ägyptischen Kunst zu befreien. Die Beobachtung der Natur leitete sie zu wahreren Schöpfungen an. Die Umgebung zeigte ihnen die Schönheit des südlichen Menschenschlages; die Gewandung, ein ärmelloses Hemd, das gegürtet wurde, zeigte dieselben großen Linien und gab die Bewegung frei, gab jedem Gelegenheit, seinem Faltenwurf dennoch individuellen Charakter zu geben. Der Körper dominierte; das Gesicht trat nicht so hervor. So kamen die Griechen wie von selbst zu einer Darstellung des Allgemeinen, Typischen, und selbst das Licht, die klare Atmosphäre des Landes, das von Meeren umschlossen war, trug dazu bei, das Körperliche in jener Schönheit, Größe und Ruhe zu zeigen, das der Plastik so günstig ist.

So hat auch der Tod in dieser Welt das Düstere, Lastende verloren. Und wie der Tod selbst als schlafender Genius dargestellt wird, ist auch der bildlich-plastische Schmuck von einem Geist erfüllt, der nicht mehr Grausen wecken will, sondern der die Notwendigkeit erkannt hat. Leise Wehmut verklärt diese Darstellungen. Dieser Stil kommt vollendet in den sogenannten Grabsteinen zum Ausdruck. Es sind dies Grabplatten, die aufgestellt wurden und Relief-schmuck zeigen. Hier entfaltet sich das bildhauerische Können in vollendeter Weise. Die formale Komposition schafft Szenen reizvollster Gliederung. Immer bildet eine Hindenburg auf den Toten oder die Tote die Grundlage. Der Jungfrau hält der Jüngling das Schmuckkästchen, das ihr genommen ist; der Gatte nimmt Abschied von der Gattin. Kinder tummeln sich zwischen ihnen. Hausgenossen, Freunde, Verwandte kommen hinzu. Nur leise drückt sich der Schmerz in einer Neigung des Kopfes aus. Innerlichkeit spricht sich hier in verklärter Weise aus, und die feine Gestaltung des Künstlers umgibt das Ganze mit edler Ruhe. Dabei muß man bedenken, daß nicht erste Künstler an diesen Werken tätig waren; es war im ganzen Handwerkskunst; so stark war das Können dieses Volkes, so zwingend war die allgemeine Tradition. Die besten dieser Grabsteine sind attischer Herkunft und stammen aus dem fünften und vierten Jahrhundert v. Chr.

Die italienische Renaissance des sechszehnten Jahrhunderts! Die Antike war nach jahrhundertelangem Schlaf wieder erweckt worden. In Italien stand sie unmittelbar den Künstlern vor Augen. Der Handel, die Wissenschaft blühten. Ein neues Lebensgefühl brach durch. Die Einzelpersönlichkeit gewann an Bedeutung; sie war der Bevorzugte, der sich als diese neue Bildung und Kultur zu eigen machen konnte. An der Spitze des Staatslebens standen Fürsten und Päpste, die den Künstler für ihre Zwecke zu benutzen wußten. Herrliche Schmessen waren es. Einem dieser Naturen hat Michelangelo, der größte

Künstler der Renaissance, das Grabdenkmal errichtet.

Die Mediceergräber heißen sie. Das ganze Wollen Michelangelos konzentriert sich in ihnen. Jahrzehntlang arbeitete der Künstler daran. Persönlicher Wille ist hier zum monumentalen Eindruck gesteigert. Nicht die düstere Ergebung der ägyptischen Kultur, nicht die freie Schönheit der Griechen; etwas Pathetisches, Drangvoll-Lebendiges lobt in diesen trostigen Gestalten. Der Vorwurf ist gleichgültig. Michelangelo setzt einen Krieger in die Mische. In beiden Seiten eine weibliche, eine männliche Gestalt, unfertig; sie stellen die „Nacht“ und den „Tag“ dar; die „Nacht“ mit verschränkten Gliedern, willenlos liegend; der „Tag“ sich lösend, aufblickend. Gerade diese beiden Gestalten sind voll prächtiger, großer Form; der Ausdruck in ihnen geschlossen und ganz plastisch: Gestalten von gewaltiger Konzeption und kongenialer Ausführung. Das Werk des Künstlers dominiert über die Beziehung, über den Vorwurf.

Daneben das Sebaldusgrab des Peter Vischer! Auch ein Werk der Renaissance, der deutschen Renaissance. In Nürnberg steht es, das in damaliger Zeit an Kunst und Wissenschaft alles vereinte, was Bedeutung hatte. Die Stadt eines Dürer, Wirlbeimer, Hans Sachs! Peter Vischer (1460—1529) war Erzgießer, er ist aus dem Handwerk hervorgegangen, studierte fleißig die Formwelt der italienischen Renaissance, und es gelang ihm, sich ein Können anzueignen, das ihn bald berühmt machte. Das Sebaldusgrab ist das Hauptwerk seiner Werkstatt. Die Arbeit daran dauerte von 1507—1519. Eine Fülle von Relief- und Figuren, Tierdarstellungen geben dem Werk reichen und durch sinnvolle, übersichtliche Gliederung einheitlichen Aufbau. Überall spürt man die dem Deutschen so eigene Lust der Erfindung; überall imponiert die dem Handwerker ehrende Freude an Material. Der Künstler hat sich selbst daneben angebracht, als biederer Meister, im Arbeitsanzug. Das Ganze wächst in schöner Formgliederung empor, vom Unterbau bis zu den baldachinartigen Krümmungen sich schlank verjüngend.

Von hier bis zur modernen Zeit ist ein großer Schritt. Die Kunst des Grabdenkmals ist gesunken, ist Fabrikarbeit geworden. Einem modernen Künstler ist es gelungen, in künstlerischem Sinne der Idee des Todes wieder Form zu geben: Bartholomäus. Und da ist es bezeichnend, daß nicht einem einzelnen, sondern dem Ganzen dieses Denkmal dient, so einer allgemeinen Empfindung Ausdruck gebend.

Das Grabdenkmal „Für Moritz“ („Der Tote“) steht auf einem Pariser Friedhof Père Lachaise und schließt dort die Hauptallee ab. Nach sechs Jahren Arbeit war es 1895 vollendet, allerdings nur im Modell. 1900 war es im Abguss auf der Pariser Weltausstellung zu sehen.

Eine schlichte Wand baut sich als Hintergrund auf; ein Absatz teilt diese in zwei Hälften. Die untere zeigt das Grab. Mann und Frau liegen nebeneinander; quer über ihnen das Kind. Der Genius des Todes wacht über ihnen. An der Wand entlang schreiten die Opfer des Lebens. Mann, Greis, Frau, Greisin, Kinder. Die einen nähern sich zögernd, die anderen grauenvoll, die einen aufstöhnend, die anderen ergeben der Todespforte; andere grüßen zurück und wanken. Es ist ein Rhythmus in den Figuren, in den Linien, und die Körper sind ausdrucksvoll belebt.

So zeigt dieses Denkmal, daß auch die moderne Kunst berufen ist, hier in großem Sinne schöpferisch tätig zu werden. Und eine ganze Reihe Momente: die Waldfriedhöfe, der Friedhof auf der Dresdener Kunstgewerbeausstellung, der mit künstlerisch ausgeführten:

Denkmälern geschmückt war, und neuerdings die Gründung einer Gesellschaft für Friedhofskunst in Wiesbaden, zeigen, daß man eingesehen hat, daß der Wildhauer sich ein Gebiet hat entreißen läßt, das gerade ihm Aufgaben stellt.

Und wenn wir dazu nehmen, daß moderne Künstler wie Behrens Krematorien erbauen und künstlerische Entwürfe für Aschenurnen angefertigt werden, so sehen wir auch hier, daß wir uns wieder auf einer aufwärtssteigenden Linie bewegen.



Moderne Kosmetik.

Von E. Haeger.

(Schluß.)

Wie in den Ankündigungen von Haarwässern vermerkten Zeichnungen, wie: Stärkung des Haarbodens und der Haare selbst, radikale Entfernung von Schuppen und Schuppen, Behebung von Nervosität usw. und immer mit Wiftrauen aufzunehmen. So haben verschiedene Untersuchungen ergeben, daß ein ausländisches viel gefaßtes China-Haarwasser überhaupt keine Bestandteile der wirksamen China-Rinde enthält. Daß auch die einzelnen Bestandteile der Kopfwässer wechseln und der Mode unterworfen sind, erzieht man auch aus den Ankündigungen der verschiedenen in den Verkehr kommenden Präparate. Die sog. Ei-Kopfwässer rufen wohl ein Augenblickliches Gefühl der Erfrischung hervor, besitzen aber dadurch kein besonderes wirksames Prinzip. Bewirkt wird dieses Kältegefühl durch einen Zusatz von Menthol, das ähnlich wie Thamol aus dem Thymian-Oel, aus Pfefferminz-Oel gewonnen wird. Von einer zwingenden Notwendigkeit zum Gebrauch von Kopfwässern kann mithin kaum gesprochen werden. Ein und wieder eine übliche Reinigung des Kopfes mit darauf folgendem geringen Einfetten der Haare, genügt bei normalen Verhältnissen allen Bedürfnissen.

Als Ersatz für die kostspieligen Kopfwässer sind in den letzten Jahren die sog. Shampooing-Pulver in den Handel gekommen. Abnehmer für diese Spezialität ist besonders das weibliche Geschlecht. Diese Pulver, in Wasser gelöst, besitzen keine andere Wirkung, als einfaches Abreiben, da sie häufig Seifenpulver neben Borax oder Natron enthalten. Diese beiden Stoffe wirken zusammen mit der natürlichen Fettigkeit des Kopfes gleichfalls wie Seife. Nach dem Gebrauche solcher Pulver ist ein Einfetten noch eher geboten, als nach dem von spirituellen Wässern, da Seife die geringste Spur der natürlichen Fettigkeit bindet und der Kopfhaut sowie den Haaren entzieht.

Der Gebrauch von Haardöfen und Komaden hat gegen früher bedeutend nachgelassen. Die Laubbewölkerung liebt wohl hier und da noch eine reichliche Anwendung von Fettstoffen, die zu einer rationellen Haarpflege aber vollkommen überflüssig sind.

Von ziemlich zweifelhafter Wirkung sind die beim weiblichen Geschlecht beliebten Haarfrüchel- und Lockenwässer. Bei treuherziger Willkür mag ja die gewünschte Wirkung eine Zeitlang bestehen bleiben; bei sonstiger Temperatur behalten die Haare doch nicht die ihnen gegebene Form, sondern strecken sich wieder. Gebrauch wohl kaum erwägen zu werden, daß diese Art Kosmetika weit über ihren Wert bezahlt werden müssen.

Daß aber auch das starke Geschlecht nicht frei von Eitelkeit ist, beweist das beim Ariseur ausgestellte Original von Brillantinen, Bartbesichtigungsmittelein, Pandalinen, Bartwische, Schmirbelbinden usw. Wer die „deutsche Barttracht“ trägt, wird diese Hilfsmittel der modernen Bart-Kosmetik kaum entbehren

können. Da dieser Gegenstand wohl mehr der augenblicklichen Mode und Eitelkeit dient, ist ein kurzer Hinweis genügend. Aktuell sind auch nicht mehr die Zeiten der Perücken. Die Gewohnheit des Haarpuderns ist damit verschwunden. Dagegen besitzen die Haarfärbemittel noch ein großes Absatzgebiet. Von wirklich befriedigender Wirkung ist wohl nur die schwarze Haarfärbemittel. Ankündigungen solcher in allen Farbtönen finden sich allerdings in großer Menge, ohne daß wir uns an dieser Stelle damit besonders befassen wollen. Gesetzliche Verbote sind erlassen worden, wo es sich um die Verwendung giftig wirkender Metallsalze, hauptsächlich Bleiverbindungen, handelt.

Die eine Zeitlang beliebte Strohfärbemittel der Haare wird durch Behandeln mittelst Wasserstoffsuperoxyd erhalten, derselben Haltbarkeit, die wir schon bei dem Kapitel Mundwasser erwähnten. Diese Modetorheit ist jedoch schon wieder veraltet. Für ein derartiges Gold-

Zu der Fabrik.

Durch die weiten Räume schreitet
Langsam mit gemess'nen Schritten
Das Gespenst der Alltagsorgen,
Gestern so und heut und morgen,
Ruhig durch der Räume Mitten,
Und sein stieres Auge gleitet
Ueber alle, die da stehen,
Stund' um Stunde, Tag um Tage,
Jahr um Jahre ohne Klage,
Stumm ihr Los herunterdrehen.

Manchmal dringen Sonnenstrahlen
Unerwünscht und ungerufen
Durch der Räume trübe Fenster,
Um wie frühliche Gespenster,
Gleich den Händen, die sie schufen,
Widder an die Wand zu maten,
Dem Gespenst der Alltagsorgen
Bleibt auch dieses nicht verborgen,
Und mit seinen dürr'n Händen
Wischt es alles von den Wänden.

Manchmal, auf des Frühlings Schwingen,
Kommt ein Vogel angestogen,
Setzt sich vor die trüben Scheiben,
Denen drinnen eins zu singen.
Doch auch da sind sie betrogen,
Denn der Vogel darf nicht bleiben,
Das Gespenst der Alltagsorgen
Haucht ihm Gift in seine Läden,
Denn es haßt ja alles Schöne:
Gestern so, und heut und morgen.

Früh Sommer

Zee- oder Goldseewasser mußte ein Preis angelegt werden, der ungefähr das Zwanzigfache des wirklichen Wertes betrug.

Die Enthaarungsmittel dienen gleichfalls mehr den Bedürfnissen der Eitelkeit. Der Lateinisch nicht, in welchen Mengen diese Mittel ins „bessere“ Eublium gelangen. Damentücher, bärte, nichtbare Härchen auf den Armen streuen eben in „besseren Kreisen“ nicht als die Schöheit verbessernde Zutaten angesehen. Daher wird ihre Entfernung gewünscht, eine solche aber radikal nicht erreicht. Wenn auch deutliche Abstriche ins Aussehen gehen, werden solche französischen Ursprungs in ungetrockneten Pfleger im Orient verbracht. Die türkischen und mehr noch persischen Haremsdamen sind die treuen Abnehmerinnen von Enthaarungsmitteln. Da besonders gutem Geruche stehen diese Mittel nicht. Sie enthalten meist eine an das Meeres saurer Eier erinnernde Schwefelverbindung. Dieser Duff wird auch durch reichliches Parfümieren nicht ganz verdeckt. Eine wirklich dauernde Entfernung von an manchen Körperstellen unliebsamen Haargebilden läßt sich nur

durch eine elektrische ärztlicherseits ausgeübte Methode Elektro Depilator bewirken.

Behandelten wir jetzt eine mehr oder weniger der menschlichen Eitelkeit dienende Kosmetik, so ist von weit größerer Bedeutung eine solche der Haut. Wie wir bei der Mundpflege als von einer Mundhygiene sprechen können, kann man die Hautkosmetik gleichfalls als Haut Hygiene bezeichnen. Man weiß jetzt, daß die Tätigkeit der Haut auf das Wohl befinden des menschlichen Organismus den größten Einfluß ausübt. Nicht nur die Zungen dienen dazu, verbrauchte Gase aus dem Organismus auszustoßen, sondern auch die Hautporen sind in hervorragendem Maße an dieser Arbeit beteiligt. Es wird also vorerst durch mechanische Reinigung ein Eisenhalten der Poren erstrebt werden müssen. Eine Anregung zu erhöhter Tätigkeit wird dann durch örtliche Reizmittel, als Jodtinkturen und Behandlung mit kaltem Wasser zu erfolgen haben. Eine passende, den Jahreszeiten entsprechende Kleidung, nicht übertriebene Abhärtung, Wasser und Sonne bilden das Maßgebende hierin. Immer noch viel zu viel Widerstand der herrschenden Klassen wird dem Lebensbedürfnis des Proletariats entgegengeleitet. Welche Schritte müssen nicht bei der Forderung nach Zahnabnehmern in den einzelnen Kommunen ergriffen werden! Der Bedürfnisse der Wohlhabenden nach einer rationellen Hautpflege kommt die Industrie in reichlichem Maße entgegen. Alle Arten von Hautcremes, Pösten, Seifen und Seifen sind in zahlreichen Kategorien am Lager der Hohen. Zusätze zum Puder und Wachsöl in Pulver- und Tablettenform, Toilettencreme usw. stellen die Haut zart, geschmeidig und wohlriechend machen. Die letzteren Produkte finden, ohne daß die Mehrzahl der Menschheit es weiß, in großen Mengen Absatz bei uns, besonders aber in wärmeren Ländern. Kissen, Gurten, Mandelmilch bezeichnen wohl weniger durch ihre Namen ihren Ursprung, als sie eine durch sie bewirkte Weichheit der Haut andeuten wollen. Sommerprossen und Schweißmittel, als un vermeidliche Peinigen zur Erzielung einer tadellosen Haut, gehören auch noch in dieses Gebiet. Im umgekehrten Verhältnis zu dem Preise solcher Mittel steht die Wirksamkeit der selben. Voricht beim staute dieser Schönheitsmittel ist daher geboten, um spätere Enttäuschungen vorzubeugen. Gegen übermäßigen Schweiß an den Augen dienen im Sommer lange Wimperungen und Paden in jänlicher Mann oder Gerbäure (Kamur) (Tannin) mit nachfolgendem Einfetten und Anwenkung des schützenden Zitronenöl mit Bor oder Zinklaktat. An der Stelle in Falle dürfte ärztliche Behandlung unerlässlich sein.

Doch die Fortschritt ein Hauptgebiet der Kosmetik darstellt, ist entscheidend. Nicht nur Seifen, Haar- und Wachsöl, sondern alles ist variiert: Puder, Seifenpulver und Nagelpolierpulver. Dieses moderne Holzwerk der „Manicure“ Sand und Nagelölge dient zum Glätten und Polieren der Fingerringel. Sandpulver und Puder sind wohl gleichfalls mehr überflüssig als praktisch wirksame Schönheitsmittel. Hierin gehören auch die Parfümstoffe, Meine in selten überaus kostbaren, die auf der Haut ein und her gerollt werden.

Nachdem wir so das ganze Gebiet der Kosmetik behandelt haben, sehen wir, daß fast viele der Eitelkeit und dem Luxus entbehrende Momente vorfinden. Wir sehen aber gleichfalls, daß sich mancher Zweifel der Kosmetik mit dem entsprechenden der Hygiene nicht nur bezieht, sondern fast deckt. Die Kosmetik ist in diesem Falle mithin kein Gebiet, das unbeachtet zu bleiben verdient, sobald sie mit den Forderungen der modernen Hygiene im Einklang steht.

Eine schlimme Giftfestigkeit. Bekanntlich sind nicht alle Tiere in gleicher Weise empfindlich für gewisse chemische Substanzen. So sind z. B. die sonst so widerstandsfähigen Kraken nicht imstande, Chloroform auch nur in geringen Mengen zu vertragen. Sobald sie ein kleines Quantum davon einatmen, verfallen sie in schwere Krämpfe und sterben schnell. Ebenso verhalten sich Mantillen, die man etwas Chloroform einatmen läßt. Man könnte man sagen, Chloroform ist überhaupt ein gefährliches Gift, auch Menschen, die zuviel davon einatmen, müssen sterben, und bei Kraken und Mantillen tritt die tödliche Wirkung eben nur etwas früher ein als beim Menschen. Aber merkwürdigerweise üben Stoffe und dann auch ganze Pflanzen, die für uns Menschen und viele Tiere völlig unschädlich sind, auf gewisse Tiere eine schädliche Wirkung aus. Die Peterilie ist gewiß ein harmloses Gewächs, sie ist sogar als schmackhaftes Suppenkraut sehr geschätzt - aber wer einen Papagei besitzt, darf ihm keine Peterilie zu fressen geben, denn das Tier erfährt dadurch eine sichere Vergiftung, die gewöhnlich zum Tode führt. Andererseits gibt es Tiere, die gegen gewisse Stoffe unempfindlich sind, während wir, wenn uns diese Stoffe zugeführt werden, schwere Schädigungen unserer Gesundheit erfahren. So ist z. B. der Igel unempfindlich gegen das Gift vieler Schlangen, das uns Menschen tödlich werden würde. Uebrigens neigt man jetzt zu der Annahme, daß es eigentlich ungiftige Schlangen überhaupt nicht gibt; die uns unschädlichen sind eben nur für uns Menschen unschädlich, anderen Lebewesen sind aber auch sie gefährlich. Zu den giftigsten größeren Tieren gehören nun auch die Ziegen. Sie sind imstande, eine ganze Zahl von Pflanzen ohne Schaden zu genießen, die uns Menschen und anderen Säugetieren, z. B. Kindern, gefährlich werden. Das ist um so auffälliger, als auch die Ziegen, ebenso wie die Kinder, Wiederkäuher sind, man also annehmen sollte, daß bei der gleichartigen Organisation beide Tierarten sich den gleichen Pflanzen gegenüber gleich verhalten; aber die Ziegen bilden nun eben eine Sondererscheinung, sie rupfen Pflanzen ab, deren Blätter wegen ihrer Giftigkeit von anderen Tieren gemieden werden. Aber es hat mit dieser Giftfestigkeit eine sehr schlimme Verwandtschaft. Die giftigen Substanzen, die von den Ziegen genossen wurden, gehen nämlich unverändert in die Milch über, und wenn diese Milch von Menschen getrunken wird, so wirken die in ihr enthaltenen giftigen Stoffe gerade so schädlich, wie wenn sie direkt gegessen worden wären. Auf diese merkwürdige Eigenschaft wurde man erst durch fatale Vergiftungsfälle aufmerksam, die auf diese Weise entstanden waren. So kam es mehrfach vor, daß Menschen an schweren Vergiftungen durch Herbstzeitlose litten, ohne daß diese Pflanze in irgendeiner Art den Menschen zugeführt worden wäre. Endlich wurde man darauf aufmerksam, daß alle so erkrankten Menschen vorher Ziegenmilch getrunken hatten; man untersuchte die Milch der Ziegen, deren Milch von den Patienten getrunken war, und fand in ihr das Gift der Herbstzeitlose in ziemlich großen Mengen vor, während die Ziegen selber ganz gesund und munter waren. Dann stellte sich heraus, daß auf dem Weideplatz dieser Tiere neben dem Gras ziemlich große Mengen von Herbstzeitlose gefunden, die von den Tieren ganz gemächlich gefressen worden waren - sie hatten eben keinen Schaden davon, wohl aber die Menschen. -- h. g.

Warum schreien angegriffene Tiere? Manchmal werden Fragen aufgeworfen, die so naheliegend sind, daß man ihre Beantwortung für ganz bekannt hält. Trotzdem sucht man vergeblich bei den Gelehrten danach. Hierzu gehört die obige Frage: Warum schreien angegriffene Tiere? Weder bei Prehn noch sonst einem Zoologen kann ich mich entsinnen, je etwas darüber gelesen zu haben. In den meisten Fällen wird es nur ganz gelegentlich erwähnt, daß ein angegriffenes Tier nicht nur kurze, momentane Schmerzenslaute ausstößt, sondern andauernd gebrüllt habe. Die Sache wird noch dadurch verwickelter, daß unweifelhaft einige Tierarten trotz der größtmöglichen Schmerzen so gut wie gar nicht schreien.

Zu nachstehenden möchte ich den Versuch machen, eine Erklärung für dieses verschiedene Verhalten zu geben. Hierbei will ich von Beispielen ausgehen, die unbestritten sein dürften. Es gehören danach zu den Tieren, die stumm bleiben, Pferde und Giraffen; zu denen dagegen, die andauernde Schmerzenslaute ausstoßen, Haisen und Marder. Beginnen wir mit dem Haisen. Sein an Kindesgeschichte erinnerndes Gequäke ist so bekannt, daß der Jäger mit der Haisenohrle diese Lautnachahmung, um allerlei Mauthiere anzulocken. Dieses deutet nämlich, wenn es die bekannten Löwe hört:

„Halt, hier ist ein Hais in großer Not, da gibt es etwas Gutes zu schnabulieren! Jeder wird nun sagen, dann ist sein Angstgeschrei ja doppelt töricht; denn, wenn er seinem Angreifer wirklich entwischt, so fällt er einem neuen Verfolger in die Hände. In der Praxis ist die Sache jedoch ganz anders. In unzähligen Fällen werden Menschen durch diese Alagelante aufmerksam gemacht und befreit den geplagten Löwen. So überfällt z. B. nicht selten das große Viechel den Hais, wenn er auf seinem bekannten Pfade dahinwagt. Man kann nun in Tageszeitungen wiederholtlich lesen, daß der Jagdrechtliche auf das Laute Lamentes herbeigelaufen ist und das Viechel getötet hat. Manchmal kommt die Rettung für Lampe zu spät; häufig aber hat ihn das Alagen gerettet. Hierzu kommt, daß, wenn keine Menschen in der Nähe sind, dennoch die Möglichkeit der Rettung für den armen Lampe winkt. Bekanntlich wird zahlreichen Mauthiere durch Sträßen und Weihen häufig ihre Beute abgejagt. Hat also ein Haisicht einen Hais gepackt, und das Opfer schreie nicht, so wäre er sicherlich verloren. Auf seine Alagelante eilen sofort Sträßen herbei und suchen den Haisicht zu befreien. Natürlich handeln die Sträßen nicht aus edlem Mitleid, sondern sie wollen selbst gern Haisbraten essen. Es liegt auf der Hand, daß, wenn der Mauthier gegen die Schwarzröcke sich verteidigt, der Hais dabei leicht freikommt und, falls er nicht schwer verletzt ist, sich retten kann. Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Das trifft auch in unserem Falle zu. In Wahrheit ist sein Gequäke seine Rettung geworden.

Warum brüllt nun das Kind? Daß der Hais jammert, könnte man damit erklären, daß man sagt: er ist eben ein Weibling. Wenn aber so ein wehrhaftes und mutiges Geschöpf wie das Kind brüllt, dann kann also Weiblichkeit nicht der wahre Grund sein. Auf die richtige Spur werden wir gelangen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sich die Stammväter unseres Kindes, die Wüffel, bei der Annäherung eines Mauthieres benehmen. William Mice erzählt, daß zuweilen erwachsene Wüffelstiere vom Tiger angefallen werden, sich aber furchtbar wehren und nicht allzu selten dem Mauthiere für eine Zeit das Handwerk legen. Wenn ein Wüffel überfallen wird, eilen ihm die anderen zu Hilfe und jagen dann den Angreifer regelmäßig in die Flucht. Selbst die Stuten, die zahme Wüffel hüten, durchziehen, auf einem ihrer Tiere reitend, ruhig das Viechel. Mice sah einmal, daß die Wüffel einer Herde, als sie das Blut eines angeschossenen Tigers rochen, sofort dessen Spur aufnahmen, diese mit rasender Wut verfolgten, die Gesträuche dabei umrissen, den Boden aufwühlten, schließlich in förmliche Maferei gerieten und, zum großen Stimmee des Hirten, untereinander zu kämpfen begannen. Johnson erzählt, daß ein Tiger den hintersten Mann einer Wüffelkaramane angriff. Ein Hirt, der Wüffel in der Nähe hütete, eilte jenem Manne zu Hilfe und vermittelte das Mauthier mit seinem Schwerte. Dieses ließ sofort seine erste Beute los und packte jetzt den Hirt; die Wüffel aber stürzten, als sie ihren Herrn in Gefahr sahen, augenblicklich auf den Tiger los, warfen ihn sich einige Male gegen sich mit den Hörnern zu und mißhandelten ihn bei diesem Spiele derart, daß er tot auf dem Platz blieb. Das Gebrüll des Kindes bedeutet also: „Hilft mir, ich bin in Not!“ Daß sich Kinder gegenseitig weihen, geht aus dem Vorstehenden hervor, ist übrigens auch ganz bekannt. Prehn hebt z. B. beim indischen Gaur ausdrücklich hervor, daß er seinen angegriffenen Genossen nicht im Stiche lasse.

Alle Herdentiere, die sich gegenseitig beistehen, werden demnach regelmäßig brüllen. Deshalb brüllt auch der angegriffene Elefant. Die Pferde, wie alle Einhufer, gehören dagegen zu den fliehenden Pflanzenfressern. Wenn ein Löwe ein Zebra, oder ein Tiger einen wilden Esel gepackt hat, flieht die ganze Herde auseinander und denkt nicht daran, dem überfallenen Genossen beizustehen. Deshalb schreit der letztere auch nicht. Bei den Giraffen liegt die Sache ähnlich. Ihr Hauptfeind ist der Löwe. Wie das Wildschwein, dem der Luchs auf dem Rücken liegt, sofort in das dichte Gestrüpp eilt, so rennt die Giraffe mit der großen Stabe so schnell wie möglich gegen Baumstämme. Schillings in seinem Werke: „Mit Wüffel und Büchse“, wie auch v. Wismann bestätigen, daß man häufig Giraffen trifft, die tiefe Rarren von Heberfällen durch Löwen aufweisen. Das Mennen gegen Bäume muß also sehr häufig von Erfolg gekrönt sein. Schillings schreibt darüber folgendes: „Ich war erkrankt, in einigen Fällen von Löwen getriebene Giraffen zu finden; jedoch bin ich der Ansicht, daß nur Rudelweise oder zu zweien, ja auch von Löwen an Giraffen heranzuwagen. Der jammere Laute der langen Läufe, namentlich der

Bullen, durfte auch einen Löwen in Schwach halten. Am Giraffenbulle erlegte ich einen Giraffenbulle, der deutliche tiefe Krachwunden von Löwen aufwies, und dem die Schwanzhaare schon abgebrochen war. Es folgt hieraus, daß die Heberfälle des Mauthieres unter Umständen vergeblich bleiben.“ Jedenfalls findet die Giraffe bei einem Heberfälle nur Hilfe durch sich selbst, niemals durch einen Artgenossen. Deshalb schreit sie auch nicht. Ja, nach Schillings ist sie überhaupt stumm. Er berichtet über diesen Punkt nachstehendes: „Ich bin der Ansicht, daß die Giraffen durch dies Schlagen und Wedeln der Schwänze gegenseitig verständigen, und glaube, daß diese meine vollkommen neue Ansicht bei der absoluten Stummheit des Tieres sehr viel Wahrscheinlichkeit hat. Für mich sind die mächtig auszubildeten Wedel dieser Tiere Signale, welche ihre Gedanken vermitteln.“

Da fast alle Geschöpfe, sobald sie Junge haben, diese gegen Feinde zu verteidigen suchen, so erklärt sich hieraus, daß wohl alle angegriffenen Mauthiere schreien. Das unheilvolle Schreien angegriffener Tiere nicht bloße Schmerzenslaute, Stöhnen und Gequäke also die Herbeiführung der Hilfe von anderen Artgenossen wie bei Kindern und Elefanten, oder von anderen Geschöpfen wie bei Haisen. Es muß als eine sehr zweckmäßige Art der Verteidigung angesehen werden. Dem angreifenden Mauthier wird das Schreien stets unangenehm sein. Natürlich bleibt es ihm gleichgültig, wenn es hungrig ist, wie ja z. B. häufig der Würger ein Stück eines anderen Kindes zu kinnern. Außerdem steigert es seine Wut, und er wird versuchen, sein Opfer möglichst bald zu töten, um ein weiteres Schreien zu verhindern. Deshalb gilt bei Vorstellungen mit wilden Tieren vielfach der Grundsatz, bei wirklichen Angriffen eines Mauthieres nicht zu schreien, um nicht solchen unerwünschten Erfolg herbeizuführen. -- h. g.

Von den Eisverhältnissen am Nordpol entwirft der Polarfahrer Nordmann in seinem 2. Lieferungen (16 Lieferungen à 75 Pf.) bei München in München erscheinenden Werk „Die Nordwest-Passage“ interessante Schilderungen. Mit einem kleinen norwegischen Jacht, die nur sieben Mann Besatzung zählte, hat Nordmann das nordamerikanische Festland von Grönland im Osten bis zur Behringstraße im Westen umschifft und dadurch ein Werk vollendet, das große kostspielige Expeditionen seit Jahrhunderten zu leisten versuchten. Jetzt liegt die Beschreibung dieser wagemutigen Fahrt vor. Um ein Verzeichnis für die interessante und belehrende Schreibe zu geben, greifen wir das heraus, was Nordmann über die Eisverhältnisse in der Nähe des Kap Barrow sagt. Es heißt da: „Im Laufe der Nacht hatte ein Viertelzoll dieses Meeres gebildet - und wir mußten nun, wie so viele andere vor uns in den sauren Apfel beißen und südwärts fahren. Vorher haben wir aber doch zuerst eine Strecke zwischen das Eis hinein, um es ein wenig näher zu betrachten. Große Klüften und scharfe Kanten deuteten darauf hin, daß es erst kürzlich aufbrochenes Landeis war; wir hatten uns also wahrscheinlich zu nahe an Land gehalten. Jetzt haben wir südwärts daran vorbei. Vor uns gegen den westen ragte eine Eiszunge ins Meer herein. Die Luft darüber war dunkel und deutete auf offenes Wasser. Indessen legte sich hinter dieser Zunge innerhalb einer großen, mit Schlackeis gefüllten Lucke eine zweite solche Eiszunge vor. Wir versuchten in diese Lucke einzudringen, aber bald verdichtete sich das Eis und zwang uns zur Umkehr. Weiter draußen war das Eis bedeutend schwerer, und es sah aus, als befänden wir uns gerade auf der Grenze zwischen dem neuaufgebrochenen Landeis und dem Treibeis. Ich entschloß mich daher, weitergeschickt hin- und herzufahren, hier, wo sich wahrscheinlich jede Veränderung im Eis gleich bemerkbar würde. -- Und ganz richtig! Am Mitternacht wurde das Eis weicher, und wir konnten ohne besondere Mühe hindurchfahren. Zugleich zeigte ein dickes undurchdringliches Nebel ein. Wer den Eisnebel des Polarmeeres nicht gesehen hat, weiß nicht, was Nebel ist. Selbst der Londoner Nebel ist nichts dagegen. Wir konnten nicht so weit wie die Lampen des Schiffes sehen. Aber wir richteten uns in unserem Kurs nach dem Kompaß, und das Eis machte uns bößlich Spaß. So gelangten wir durch den feuchten Drei hindurch.“

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!